

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 24

Artikel: Der Wunderdoktor : Kleinstadtgeschichte
Autor: Wiegand, Carl Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-673122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Jagderlebnisse.

Nach einem Gemälde von Paul Ruetzsch, Suzr.

wenn der Wagen auch nur ganz langsam fährt, so ist seine Form doch das Symbol der Raschheit, mit der die Hand des Todes uns berührt, der Geschwindigkeit, mit der unser Leben vorbeifährt und ausgelöscht wird!

Wer weiß, ob die Stadtväter dieser schönen Stadt am See dies nicht unbewußt empfanden, als sie den schwarzen Wagen anschafften?"

Die Oberin stimmte schweigend bei.

„Aber wie ging es unterdessen meiner Frau?“ fragte ich weiter.

„Der Arzt ist eben bei ihr; vorhin kam er mit einer Probe aus dem Laboratorium und war sehr zufrieden. Gehen Sie jetzt rasch, Sie kommen sonst noch zu spät, um zu hören, wie er ihr erlaubt, zum ersten Male aufzustehen!“

Herbstnähe.

Würzgeruch gemähter Schwaden,
Blumen, die zu Felde laden,
Wälder voller Herrlichkeit
Künden noch die Sommerzeit.

Doch so manche Schattenstelle
In der späten Tageshelle
Macht schon kund um diese Frist,
Daß der Herbst nicht fern mehr ist.

Martin Greif.

Der Wunderdoktor.

Kleinstadtgeschichte von Carl Friedrich Wiegand.

In St. Veith, einer alten Kreishauptstadt, deren verwitterte Mauern ein hochgelegenes Schloß, ein Amtsgericht, ein Kloster, drei Kirchen und eine Realschule als besondere Kulturstätten umschlossen, gingen drei ältere Ärzte

ihrem Berufe nach, drei nach Herkunft und Temperament sehr verschiedene Menschen, die aber gut miteinander auskamen, weil sie in der Vertretung ihrer Standesinteressen gleiche Ziele verfolgten.

Sie saßen am Biertisch und in den Vereinsvorständen freundschaftlich zusammen, sie zogen einander zu Rate, nahmen sich bei beruflichem Pech wechselseitig in Schutz und übten bei schwierigen Krankheitsfällen ihre Kunst zu dritt aus.

Dieses schöne Einvernehmen entsprang aber nicht etwa einer besonderen Tüchtigkeit, sondern viel eher der Einsicht, daß sie sich gegenseitig nichts vorzuwerfen hatten, falls die Kranken, die sie behandelten, eines Tages wider Erwarten gesund wurden.

Die Möglichkeit einer Dauer dieser ärztlichen Dreieinigkeit war dadurch gegeben, daß keiner in Gegenwart der Bürger sich Blößen gab, keiner auf strittige Gebiete der Heilkunde in der Unterhaltung sich einließ oder gar durch Besserwisserei einen Kollegen hineinzulegen suchte.

Medizinische Fragen, wie sie von Laien zuweilen am Biertisch aufgeworfen werden, galten für erledigt, wenn einer der Ärzte in der Form einer Belehrung sie beantwortet hatte. Die Unabänderlichkeit dieser fachgemäßen Auskünfte ließ kein Wenn oder Aber zu, und die nachsichtigen und verzeihenden Blicke, die unsere drei dabei verständnisinnig tauschten, errichteten eine Schranke der Unnahbarkeit, einen Turm der Achtung, an den man schweigend emporblickte.

Die Harmonie unserer Medizinmänner erlitt auch durch die schöne Gewohnheit, gleichlautende Honorarfätze zu verwenden, keine Störung, und da überdies in genauer Arbeitsteilung jeder sein eigenes Feld bebaute und behauptete, konnten sie schalten und walten, wie sie wollten, so daß die guten Bürger gezwungen waren, in die Mechanik dieses Übereinkommens sich zu fügen; und sie taten es als fromme Leute, die vom Himmel mehr erwarteten, als von der Gelehrsamkeit der Menschen.

Das wurde jedoch eines Tages anders.

An der Apotheke, einem langgestreckten Doppelhaus, prangte eines Morgens ein großes Porzellan Schild und ein neuer Name.

Ein Herr Müller war zugezogen. Auf dem Schild stand schlicht sein Name und darunter der Titel „Arzt“. Und weiter nichts.

„Müller, Arzt“, war eine rätselhafte Figur, rätselhaft wie der simple Titel Arzt und oben drein geheimnisvoll, weil alles ganz Einfache den Wundergläubigen zu raten gibt, und die Bewohner unseres Städtchens freuten sich schon lange auf ein neues Wunder; denn St. Veith, das die Gebeine eines Heiligen barg, die große Wall-

fahrten von nah und fern in Bewegung setzten, war an Wundertaten gewöhnt.

Der Neuankömmling, von dem nach mehreren Wochen der Geschichtenträger des Städtchens, der Apotheker, nicht einmal wußte, wo er geboren, woher er gekommen, wo und ob er studiert habe, ob er verheiratet sei oder nicht — der Neuankömmling hatte zuerst einen schweren Stand. Zu einem Manne, den man nicht einmal „Herr Doktor“ anreden konnte, hatte kein Kranker des Städtchens ein rechtes Zutrauen, und Herr Müller suchte dies auch nicht billig zu erwerben. Er kam den Eingesehenen durchaus nicht mit übertriebener Höflichkeit entgegen.

Er fragte nicht, ob der Stadtverwaltung eine jüngere ärztliche Kraft genehm sei, tat nichts, seine älteren Kollegen kennen zu lernen und unterließ auch die Besuche bei den Honoratioren, die jeder Ortsfremde machen mußte, der Zutritt gewinnen wollte. Müller behandelte diese Dinge als etwas Belangloses und Nebensächliches, lehnte Ermunterungen in einem ruhigen Ton ab und stellte sein Glück dem guten Augenblicke anheim. Er war schweigsam und abwartend, bei gewissen Fragen undurchdringlich und ließ jede neugierige Annäherung höflich, aber bestimmt abfahren.

Das Urteil bei den alten Ärzten stand alsbald fest:

„Er ist ein Mann ohne jede Lebensart.“

„Er ist ein frecher Eindringling!“

So war es kein Wunder, daß die besseren Familien und seine Kollegen keine Notiz von ihm nahmen. Diese hatten sich übrigens, was niemand ihnen verübeln konnte, ebensowenig um Herrn Müller bemüht wie dieser um sie. Sie warteten auf das große Ereignis, und dieses Ereignis war die Abreise Müllers; denn, daß er sich nicht halten könne, war für sie eine unverrückbare Tatsache, der man kaltblütig entgegen sah.

•

Nun wollte aber das Geschick, daß ein besonderer Fall unsern alten Ärzten damals schweres Kopfzerbrechen verursachte, der „Fall Tudichum“.

Jakob Tudichum, ein alter Lehrer, der seine Pension in Bescheidenheit und Gottesfurcht genoß, war vor längerer Zeit leidend geworden, ohne daß durch die Hilfe der Ärzte eine Besserung seines Leidens herbeigeführt worden wäre.

Der alte Hagestolz unter den Medizinern, Dr. Egon Lenz, glaubte ein Darmleiden feststellen zu

sollen, während Dr. Bartholmay ein nervöses Magenleiden diagnostizierte. Der Jüngste unter den Alten, der aber auch schon die Sechzig hinter sich hatte, Dr. Zehetgruber, schloß dagegen von der gelben Gesichtsfarbe Tuidichums auf einen Bandwurm, drang schließlich mit seiner Ansicht durch und ließ von dem Apotheker aus Farrenkrautwurzeln eine schwerflüssige braunrote Tinktur herstellen, die Jakob Tuidichum mit dem größten Widerwillen seit Wochen eßlöffelweise zu sich nahm...

Allein die Leiden des alten Lehrers verschlimmerten sich von Tag zu Tag und erregten allgemeine Teilnahme, da Tuidichum sozusagen das ganze Städtchen in der Schule gehabt hatte und sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Die krampfartig auftretenden Schmerzen des Leidenden bekämpften die Ärzte mit Einspritzungen, hüllten sich aber über die Ursachen der Krämpfe, wie über die Krankheit selbst in tiefstes Schweigen und ließen den Kranken und seine leicht erregbare Frau völlig ratlos.

So standen die Dinge, als im Hause Tuidichum in den ersten Tagen des November der Schornsteinfeger des Städtchens einkehrte, ein zornmütiger Mann, bei dem es kein Geselle aushielt. Er zankte mit dem Lehrbuben, der einen Auftrag vergessen hatte, schon als er das Haus des Lehrers betrat, stieg in den Keller hinab, rumorte am Rußkasten und schickte den Buben auf das Dach hinauf, wo dieser mit Eisenkugel und Schlotbesen im Schornstein hantierte.

Jakob Tuidichum saß unterdessen, auf seine Ehefrau Kathinka wartend, unter Schmerzen im Lehnstuhl. Und während diese, auf vielen Besorgungen begriffen, verzog, vernahm er ein Knistern, Gleiten, Raunen und Rauschen, ein geisterhaftes Geräusch in seinem Zimmer, so daß es ihn kalt durchfror, und da er von der Gegenwart des Raminfegers keine Ahnung hatte, so lauschte er, seltsam ergriffen, den geheimnisvollen Stimmen...

„Jakob — Jakob!“ klang es deutlich. Man rief ihn bei seinem Namen. Tuidichum, der angespannt aufgehört hatte, raffte sich mühsam zusammen, trat, während ihm der Rücken erschauerte, vor den Ofen und sagte mit einem Blick nach oben:

„Rede, Herr, dein Knecht hört!“

Und die Stimme fuhr laut fort, fast zürnend:

„Jakob, warst du schon beim Müller, dem neuen Arzt?“

„Nein, Herr!“ rang es sich aus Tuidichums Brust.

„Du sollst heute noch zu ihm gehen!“ klang es drohend, „sonst geht dir's an den Kragen. Vergiß es ja nicht!“

„Gewiß nicht, Herr, gewiß nicht!“ rief Tuidichum, lauschte noch lange mit offenem Munde, bis das Rauschen verklang, und sammelte sich schließlich zu einem längeren Gebete, in dem er Gott für seine Weisung dankte.

Als Kathinka Tuidichum, von ihrem Ausgang heimgekehrt, den Gatten, geisterbleich und ergriffen von seinen Erlebnissen, in großen Schmerzen vorfand, entschloß sie sich, nachdem der Kranke jede Einzelheit der vermeintlichen Offenbarung erzählt hatte, dem ganzen Städtchen und den alten Ärzten zum Trost, den neuen Arzt herbeizuholen.

Zuvor machte sie zwar bei den Medizinern Entschuldigungsbesuche.

Sie verschwieg die wunderliche Weisung, die Jakob von oben empfangen hatte, und begnügte sich mit einer Schilderung der peinlichen Leiden, die ihr Mann durchzumachen habe. Die Ärzte sahen sie mit hochgezogenen Augenbrauen bedauernd an, behandelten sie kühl, kurz und herablassend, weigerten sich, mit Herrn Müller zusammen an Jakobs Krankenbett zu treten und willigten nur darein, die Meinung Herrn Müllers in wohlwollende Erwägung zu ziehen.

Kathinka verließ sie sehr aufgebracht; es war eine Unklugheit der Ärzte, Frau Tuidichum in diesen Zustand versetzt zu haben. Ihre Worte konnten Engelsflügel und Satansfüße haben, je nachdem ein Himmelsfenster oder eine Höllentüre ihrer Seele aufgestoßen wurde. Jedermann fürchtete die Zunge Kathinkas und die Schnelligkeit ihrer Gedanken und Entschlüsse.

Müller verharrte bei Frau Tuidichums Erzählung in tiefem Ernst. Er machte sofort seine Geräte bereit, ging mit Frau Tuidichum nach Hause und untersuchte ihren Gatten zwei Stunden. Er stellte fest — woran er anfangs selbst nicht glauben wollte —, daß eine Erkrankung der Leber vorläge, die im mittleren Europa sehr selten, im Süden zuweilen aufträte, in der heißen Zone dagegen häufiger vorkomme.

Von der Sicherheit seines Urteils war Frau Kathinka überrascht, von seiner Art zu sprechen, stark gefesselt, von seiner Ruhe tief betroffen. Er war ein nicht alltäglicher Mensch, sicher ein bedeutender Mann. Was ihr jedoch besondern Ein-

druck gemacht hatte, war eine Art Zeremonie oder Beschwörung, eine Handlung mit überirdischem Schein, die Offenbarung einer höheren Kraft gewesen, die er dem Kranken am Schluß seiner langen Untersuchung zuteil werden ließ. Er hieß Jakob Tudichum sich aufrichten, trat ihm groß gegenüber und sah dem Kranken, während beide sich wechselseitig die Rechte aufs Herz legten, lange in die Augen...

Es unterlag für Frau Kathinka keinem Zweifel, daß diese weihevollen Handlung die Hauptsache bei der Untersuchung war, denn nach diesem Vorgang, der in einer atemlosen Stille verlief, stellte Müller die Diagnose.

Mit größter Bestimmtheit gab er sein Urteil ab.

Das mußte man gesehen haben!

*

Am runden Tisch des Gasthauses „Zum roten Adler“ gab es am Abend ein großes Gelächter, als die Tropenkrankheit Jakob Tudichums besprochen wurde.

Dr. Lenz schüttelte, wie vor dem größten Unverstand, leise und mit ernstem Gesichte den Kopf. Dr. Bartholmah riß den Mund auf, gab aber keinen Ton von sich. Dr. Zehetgruber heuchelte einen Erstickenfallschrei, und die Bürger, froh, einmal ihre Meinung sagen zu dürfen, trugen die Heiterkeit des Stammtisches in das Städtchen hinein, bis in den letzten Winkel.

Allein das Schicksal stürzte bald die vorzeitigen Lacher in bittere Enttäuschung, denn Müller behielt recht.

Der Kranke, der in die Klinik einer benachbarten Universitätsstadt gebracht worden war, litt nach der Feststellung eines berühmten Diagnostikers tatsächlich an einem Lebergeschwür, einer typischen Tropenkrankheit, die einen operativen Eingriff erforderte.

Während Müller noch einige Zeit zwischen Licht und Schatten stand, bewirkte die geläufige Mitteilbarkeit Frau Kathinkas, daß aus der Dämmerung, die über Müllers Herkunft lag, ein Stern nach dem andern aufging, ja sie zündete dem neuen Arzte im ganzen Städtchen Licht um Licht an, und je dunkler die Gassen und die Köpfe waren desto heller und strahlender.

Besonders die Art, wie er den Kranken seine Hand aufs Herz legte und ihnen in die Augen sah, veranlaßte viele, Rat bei ihm zu holen, und es kam schließlich unter dem „Eisernen Bestand“ des Städtchens, einer größeren Schar von Jung-

frauen zwischen vierzig und fünfzig Jahren, eine Bewegung und Regsamkeit auf, die Kraft des neuen Arztes samt seinen Fähigkeiten zu erproben und überall zu verkünden.

Die alten Doktoren waren machtlos gegen den „frechen Eindringling“. Es war mit ihrer Kaltblütigkeit schnell vorbei, als sie sahen, wie sehr sie diesen Konkurrenten unterschätzt hatten. Zuerst erfuhren sie von seinen Erfolgen wenig, da man heimlich zu ihm ging; später konnten sie es nicht verhindern, als man es offen tat; sie zogen sich, da ein Widerspruch bei der lauten Verkündigung seiner Fähigkeiten nutzlos gewesen wäre, in stillem Grimm zurück.

Ein Mensch, der, jeden Standesbewußtseinsbar, die Bevölkerung mit Mitteln an sich zog, die jedem Wissenschaftler die Schamröte ins Gesicht getrieben hätte, sollte es wagen dürfen, ihnen Trost zu bieten!

Der Apotheker, der einen guten Verdienst von dem neuen Arzt sich versprochen hatte, nun aber doch nicht auf seine Rechnung gekommen war, weil Müller seine probaten Mittel den Kranken gleich mitgab, stellte das geschwundene gute Einvernehmen mit den drei Doktoren, die es ihm sehr verübelt hatten, als er den unausstehllichen Menschen in sein Haus aufnahm, zornentbrannt wieder her.

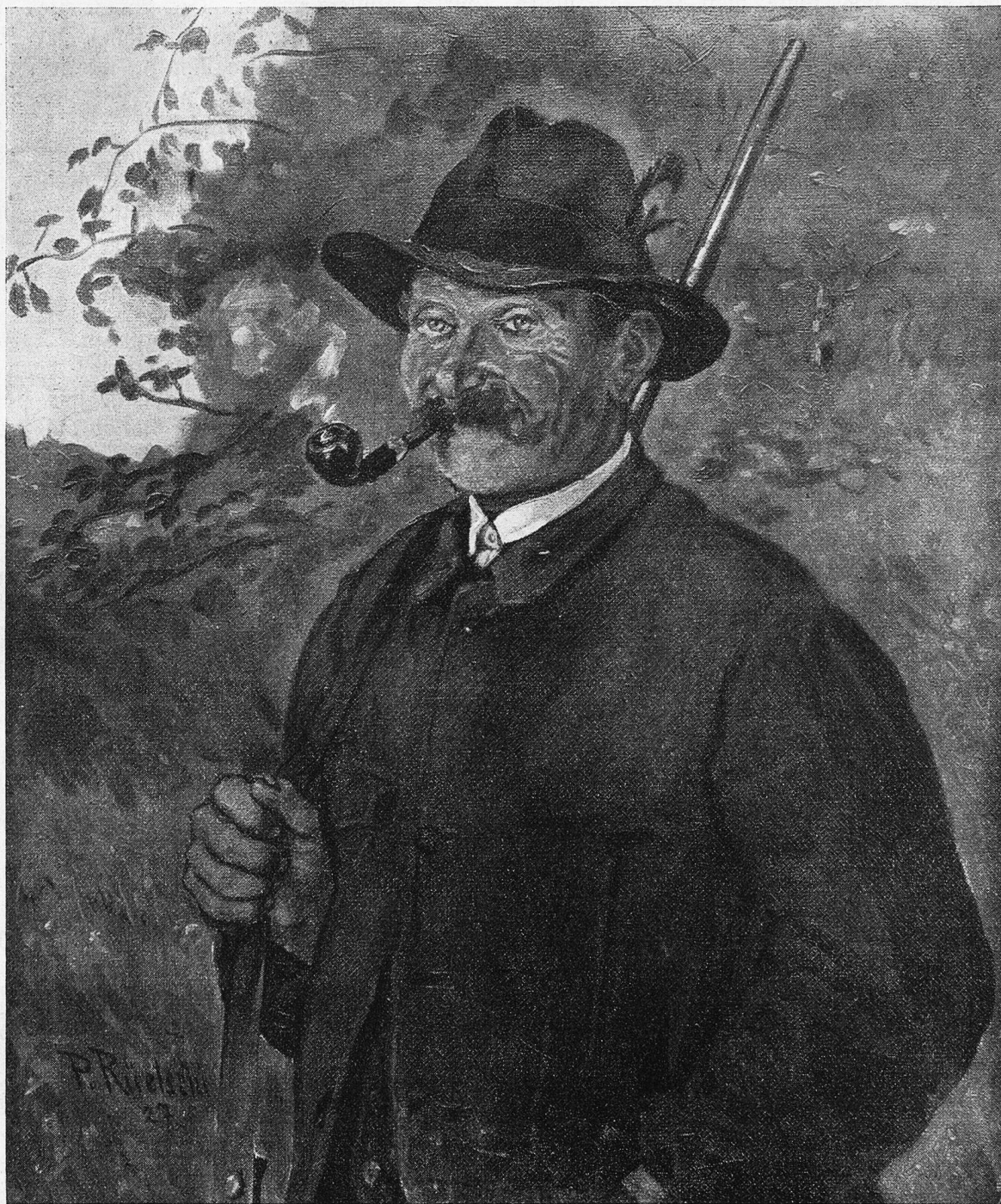
Er kündigte Herrn Müller die Wohnung.

Allein es half nichts. Müller tat sich in einem schöneren und größeren Hause auf und zahlte dort bereitwillig den doppelten Mietzins; denn die guten Bürger wollten, da es offenbar war, wie gut es ihm ging, an seinen großen Einnahmen gerne teilhaben.

Seine Lebenshaltung war ansehnlich. Er zahlte bar, spendete in Wohltätigkeitsvereinen namhafte Beträge, unterstützte die Sportklubs des Städtchens und verkehrte, was ihm besonderes Ansehen gab, mit den Priestern des Stifts, die er kostenlos behandelte.

Seine Feinde taten gegen ihn alles, was erlaubt war und ihm Abbruch tun konnte. Er gewann und verlor, aber der Gewinn war größer als der Verlust.

Nach Jahresfrist ging der „Eiserne Bestand“ wieder in das Lager seiner Gegner über. Müller hatte die Schändlichkeit besessen, seine Verheiratung verschwiegen zu haben. Eines Tages kam ein hohes, stolzes Wesen an seinem Arme daher und rückte mit zwei allerliebsten blonden Mädchen in das neue Haus ein.



Der Herr Förster.

Nach einem Gemälde von Paul Rüetschi, Suhr.

Schon damals zuckten aus dem heranziehenden Gewölk die ersten roten Funken.

Was man bisher nur andeutungsweise getuschelt hatte, das sagte man jetzt an vielen Ecken laut. Seine eigene Frau wußte es oder mußte es wissen, daß er auch den Damen die Hand aufs Herz legte und lange in die Augen sah, und sie ließ es zu! Unter dem wachsenden Haß kam bald die Verleumdung offen zutage, gebärdete sich unverschämt, rücksichtslos und herausfordernd — und Müller schlug der Hydra auch nicht ein einziges Haupt ab.

Er hätte taub sein müssen, wenn er nichts davon erfahren hätte. Oder war seine Dickfelligkeit das Eingeständnis seiner Schuld? Mit Verachtung tilgt man keine offensichtlichen Beleidigungen. Man begehrte Aufschluß und Antwort von ihm.

Ein Arzt ohne Dokortitel! Bitte, war er überhaupt Arzt? Hatte er studiert? Und dann: wo?

In Dr. Lenzens Sprechzimmer hing die Dissertation über „Die Arten des Klumpfußes“ eingerahmt. Über „Die Therapie nervöser Darmkrankheiten“ hatte Dr. Zehetgruber geschrieben, und Dr. Bartholmäh hatte seine Papiere seinerzeit sogar dem Stadtrate vorgelegt.

„Der Mangel eines Schuldbeweises ist noch lange kein Beweis der Unschuld“ sagte Dr. Lenz, „Der Mann ist ein Kurpfuscher. Er gehört vor Gericht. Wir haben die gesetzlichen Handhaben, solchem schändlichen Treiben die Spitze zu bieten.“

Die Ärzte waren in Bartholmahs Wohnung zusammengekommen. Dr. Lenz war ans Fenster getreten. Auf der Straße bewegte sich ein Schwarm Bauersleute, die im Gasthause „Zur Windmühle“ auf den Beginn der Sprechstunde Müllers gewartet hatte.

„Sehen Sie... sehen Sie!“ sagte er in tiefer Empörung. „Ein Bauernfänger ist er, ein nichtsnutziger Volksverführer, der von der Dummheit anderer lebt, er ist ein Ausbeuter! Das Geschäft blüht. Er gibt schon messingene Nummern-Marken aus, damit es schön der Reihe nach geht.“

„Schlau ist er,“ lächelte Zehetgruber, dem die Bitterkeit seine Jovialität vergiftete. „Schlau ist er! Eine Rechnung zu schreiben, davor hütet er sich. Er sagt zu den Leuten: machen Sie das ganz nach Belieben! So eine Gemeinheit! Zu wenig kriegt er da schon nicht! Und Rezepte schreiben — tut er auch nicht!“

„Doch!“ entgegnete der Apotheker, der eben eingetreten war. „Er schreibt Rezepte!“

„Da liegt er drin, da liegt er drin!“ riefen alle drei. „Jetzt wird er gelegt!“

Gegen den Haß der Alten und ihres Anhangs wirkte Müllers Erfolg. Der Amtsrichter sprach dankbar mit hohem Lob von ihm. Der Rektor der Realschule lächelte ihm zu, wo er ihn sah. Der Stadtpfarrer pries ihn als Vorbild, weil er den Armen kostenlos half. Der Probst des Stiftes hatte erst jüngst auf offenem Markt Müller den Rücken geklopft. Die Bauern sagten:

„Nebensach' ist, wie einer hilft! Hauptsach' ist, daß einer hilft!“ Und das „Wie“ schien ihnen durchaus nicht als Nebensache.

Es war um die Mitte des Sommers.

Eine Prozession, die drei Stunden Weges von auswärts gekommen war, flutete noch von Kirche zu Kirche. Trüpplein von Bauern mit Lehrern und Geistlichen besetzten um die Mittagszeit alle Wirtshäuser, und an den Tischen ging die Rede von dem berühmten Arzte, auf dessen Haus breit die Sonne lag.

Da trat Billinger, der Gerichtsbote, der mit gewichtigen Schritten die Hauptstraße heraufgekommen war, in Müllers Sprechzimmer mit bleicher Nase ein.

Er hatte nicht geläutet, nicht einmal angeklopft.

Den erstaunt aufblickenden Arzt sah er an wie einen Verurteilten und eröffnete ihm mit hängenden Mundwinkeln:

„Im Auftrag des Herrn Untersuchungsrichters ersuche ich Herrn Müller, mir zu folgen.“

Er duldete nicht, daß Müller das Zimmer verließ, um seinen Rock zu wechseln. Er schnitt eine verweisende Frage, weil Herr Müller, Arzt, zu lächeln wagte.

Um kein Aufsehen zu erregen, ergab sich Müller dem Gestrengen, da er der Meinung war, daß seine Angelegenheit wohl nicht von einem Unterbeamten entschieden werde, entnahm seinem Schreibtische ein großes gelbes versiegeltes Kuvert, schob es in seine große Brusttasche und ging unter den Augen seiner Patienten, unter der brütenden Sonne der menschlichen Nächstenliebe wie ein Spießrutenläufer durch die engen Gassen und Gäßchen, an den Wohnungen der drei alten Doktoren vorüber, zum Amtsberg hinauf.

Er lächelte immer noch, als er sicher und ohne irgend ein Zeichen der Erregung das Untersuchungszimmer des Gerichts betrat und den ihm gutgesinnten Amtsrichter freundschaftlich begrüßte.

Einem ernstern Herrn in langem Gehrock, der ihm unbekannt war, machte er eine kurze Verbeugung und begann, indem er das versiegelte Rubert öffnete:

„Lassen Sie mich reden, meine Herren, dann ist das Verfahren einfacher und kürzer! Bitte — unterbrechen Sie mich nicht, Herr Amtsrichter! — ich weiß genau, warum ich hier stehe. Hier ist —“ und er legte seine Papiere ausgebreitet auf den Gerichtstisch — „das Zeugnis über mein Staatsexamen, dies ist meine Doktor-Dissertation, dies hier — meine Habilitationsschrift, hier die *Venia legendi* unserer Landes-Universität, und dies ist meine preisgekrönte Schrift über die Transplantation von Ellenbogengelenken, das übrige sind meine gedruckten medizinischen Publikationen, acht Stücke. Bitte, prüfen Sie das! Ich habe nur wenig Zeit. Unten warten meine Patienten.“

Und damit war er an der Tür.

„Ein Wort —“ rief der Amtsrichter, der gar nicht wußte, wie ihm geschehen, „ein Wort, Herr

Doktor! Warum haben Sie dies alles denn so sorgfältig verschwiegen?“

Müller erwiderte, einen Schritt zurückkehrend:

„In der Großstadt, lieber Herr Amtsrichter, bin ich mit allen meinen Titeln fast verhungert. Dort laufen tausend Doktoren ohne Praxis herum. Wenn ich mich anständig durchschlagen wollte, mußte ein Wunder im Spiele sein. Das Wunder ist, daß ich keinen Titel trage. Ein Heiland hat das nicht nötig...“ und fort war er.

Am andern Morgen dröhnte eine Hupe in den engen Gassen. Es klang wie Hohn Gelächter:

„Ho-ho-ho!... Hohoho!“

Müller fuhr jetzt sogar Automobil! Er brachte den glücklich lächelnden Jakob Ludichum aus der Universitätsklinik gesund nach Hause. Als der Alte an seinem Hause Müllers Auto verließ, sagte er mit Tränen im Auge:

„Ich danke Gott und Ihnen meine Heilung. Es war sein Finger, der mich zu Ihnen geführt hat...“

Wundersehen.

Am schönen Frühlingsmorgen ging ich aus,
Da kam ein bleicher Bettler mir entgegen;
Matt schlich er durch die Flur voll hellen Taus.
Ich sprach zu mir: Das ist ein Himmelsfegen,
Wenn man am frühen Morgen helfen kann
Und in des Dürstigen Hand sein Scherflein legen.

So trat ich fröhlich zu dem alten Mann
Und wollte schnell ein Silberstück ihm reichen,
Er aber nahm es nicht und sprach sodann:
Willst du mir helfen, mache von mir weichen
Den Krampf der Brust, des heißen Hauptes Brand!
Was hilft ein Silberstück lebendigen Leichen?

Er ging. Ich schaut ihm nach, bis er verschwand,
Und fühlte mich vor Trauer wie vernichtet.
Ohnmächtig ist der Mensch! — Und ich verstand
Die Wunder, welche fromme Sehnsucht dichtet.

Josef Viktor Widmann.

Geist und Körper.

Durch Gesundheit des Körpers zur Gesundheit des Geistes — sagten die alten Römer, ein berühmtes Wort Friedrich Schillers jedoch gibt eine Umstellung: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Dies Wort floß aus den Tiefen einer heroisch gestimmten Natur, welche die Schwachheit des Körpers erfahrungsgemäß oft und oft mit geistiger Tatkraft bezwang. Der große Denker Immanuel Kant, der auf Schiller starken Einfluß übte, und dessen Freund Staatsrat Dr. med. Hufeland bekannten sich zur gleichen Ansicht: „Der Geist allein lebt. Das Leben des Geistes allein ist wahres Leben. Das Leben

des Leibes muß jenem immer untergeordnet und von ihm beherrscht werden.“

Der indischen Welt galt dies je und je als Wahrheit, und die stoischen Weisen des sogenannten klassischen Altertums sagten, wer den Schmerz klein einschätze, mache ihn dadurch auch wirklich klein. Die von Anni Besant im 19. Jahrhundert begründete „Christliche Wissenschaft“ führt dies Prinzip neuerdings auf einen Höhepunkt.

Mehrere amerikanische Popularphilosophen des 19. Jahrhunderts vollzogen auch eine Rückkehr zu den religiösen Grundwahrheiten und da-